HILFSVEREIN DEUTSCHSPRECHENDER JUDEN
GESCHÄFTSSTELLE: CANGALLO 1479, II. — U. T. 37, Riv. 3427

# MITTEILUNGSBLATT

3. Jahr Buenos Aires, 1. Oktober 1936. Nr. 32

## Prinzipien und Praxis unserer Hilfstätigkeit

Für jede Art der Hilfstätigkeit gibt es im Grunde nur ein einziges Prinzip, nämlich das, sich nicht von Prinzipien bestimmen zu lassen. Man hat es in der sozialen Arbeit mit Menschen verschiedenster Herkunft, verschiedensten Charakters zu tun, welche die mannigfaltigsten Schicksale hinter sich haben, und man greift in einer Art und Weise in ihr Leben ein, die für ihre künftige Lebensgestaltung mehr oder weniger bestimmend sein kann. Daraus ergibt sich, dass es nicht möglich ist, alle oder auch nur zwei Fälle über den gleichen Kamm zu scheren.

Nur **ein** Prinzip muss für die Tätigkeit unseres Hilfsvereins leitend sein: das der Gerechtigkeit und zwar vor allem insofern, als Protektion von irgend einer Seite auf die Behandlung der Fälle keinen Einfluss haben darf. Möge es sich um die Protektion seitens eines Vorstandsmitgliedes handeln oder um die eines Vereinsmitgliedes, das unsere Tätigkeit besonders eifrig unterstützt: auf keinen Fall darf solche Fürsprache unsere Entschlüsse beeinflussen.

Aber was besagt der Wunsch, gerecht zu sein, für die Behandlung eines Einzelfalles? Herzlich wenig! Ist es zum Beispiel gerecht, alle unsere Schutzbefohlenen ohne jeden Unterschied in Pensionen unterzubringen, für die wir im Monat 50 Pesos bezahlen, die also nicht eben luxuriös sein können, oder ist es gerecht, bei der Auswahl der Unterkunft — und damit auch bei der Höhe der Ausgaben für die Pension — auf die bisherigen sozialen Verhältnisse des Neueinwanderers Rücksicht zu nehmen? Was wir für 50 Pesos bieten können, wird für gewisse unserer Schützlinge — gemessen an ihrer seitherigen Lebensführung — eine komfortable Unterkunft darstellen, vielleicht sogar mit b[illegible] V[illegible]pflegung als sie die Betreffenden bisher gewohnt waren. Für andere wird es bedeuten, dass sie von ihrem seitherigen Niveau "tief heruntersteigen" müssen. Unser Vereinsvorstand hat dieses Problem oft erwogen, und er entschied sich für eine gleichmässige Behandlung aller Neuankömmlinge. Er sagte sich, dass jeder Immigrant, der hier eintrifft, vor dem Neuaufbau seiner Existenz stehe, dass seine frühere Lebensform gegenstandslos geworden ist, und dass es für seinen Umstellungswillen nur nützlich sein könne, wenn er das Gewesene möglichst rasch vergässe, wenn er einen energischen Schnitt zwischen der früheren und der heutigen Lebensform vornähme. Aber ist dies Verlangen wirklich gerecht, ist es nicht bereits eine Uebertreibung des Gerechtigkeitsprinzips, das in seiner Ueberspannung zur Ungerechtigkeit führt? Wir glauben, dass wir im allgemeinen alle unsere Schützlinge gleichmässig behandeln müssen, dass es aber unerlässlich ist, in gewissen Einzelfällen Ausnahmen zu machen.

So müssen wir eine Ausnahme machen, wenn wir sehen, dass sich ein Neuankömmling in besonders schwankender Gemütsverfassung befindet, dass er durch die Verhältnisse zu tiefst deprimiert ist, und dass er erst wieder mit neuem Lebensmut erfüllt werden muss, um den Anforderungen des Lebens gewachsen zu sein. Wir müssen uns bewusst sein, dass in einem solchen Falle der kritische Zustand des Neuankömmlings durch seine wahllose Unterbringung noch weiter verschlechtert würde, und dem haben wir durch entsprechende Massnahmen Rechnung zu tragen. Wir müssen auch eine Ausnahme machen, wenn ein Neuankömmling durch die Unterbringung zusammen mit anderen Immigranten beruflich gehindert würde. Es ist nicht angän-

gig, einen Mann, der zum arbeiten einen Tisch braucht, und der für seine Tätigkeit Ruhe nötig hat, in einem Zimmer mit zwei oder drei Mitbewohnern unterzubringen. Es gibt also Einzelfälle, die eine ausnahmsweise Behandlung unbedingt erfordern. Das stellen wir hier ganz offen fest, ohne Furcht zu haben, dass ein Neuankömmling daraus ungehörigen Nutzen ziehen könnte, etwa indem er unter Zurschaustellung eines besonders nervösen Zustandes eine Sonderbehandlung für sich erwirken möchte. Wir glauben, über eine genügende praktische Erfahrung zu verfügen, um ohne häufige Fehlgriffe, die freilich nie ganz zu vermeiden sind, in der Behandlung unserer Schützlinge das Richtige zu treffen.

Wir sind also von der Notwendigkeit überzeugt, dass wir unsere Schutzbefohlenen individuell behandeln müssen. Trotzdem werden die meisten Klagen der letzteren gerade darüber geführt, dass sie bei uns nicht individuell behandelt würden. Wir haben es schon bei früherer Gelegenheit gesagt, und wir stellen es auch heute fest, dass wir unseren Schutzbefohlenen häufig nicht die Zeit widmen können, die sie als wünschenswert betrachten, um ihre persönlichen Umstände und Notwendigkeiten uns gegenüber zum Ausdruck zu bringen, denn dazu ist unser Büro viel zu stark in Anspruch genommen. Aber keiner unserer Schützlinge berücksichtigt, dass sein persönliches Schicksal ihm selbst viel origineller erscheint, als es wirklich ist. Während der fast dreijährigen Dauer unserer Hilfstätigkeit sind mehr als neunzehnhundert Schicksale an uns vorbeigezogen, und darum ist es für uns viel leichter als es für den Betroffenen selbst ist, das Typische seines Falles zu erkennen. Durch die grosse Praxis schärft sich aber auch die Fähigkeit zur schnellen, beinahe instinktiven Erfassung des Besonderen jeder Sachlage. Wenn wir also zugeben, dass wir dem Einzelfalle nur verhältnismässig kurze Zeit widmen können, so glauben wir, dass seine zweckmässige Behandlung dadurch keineswegs leidet. Wir glauben vielmehr, dass allen von uns zu unterstützenden Personen oder Familien ihr volles Recht wird, und das scheint uns die Hauptsache zu sein.

Was häufig durch uns nicht befriedigt werden kann, ist das subjektive Aussprachebedürfnis unserer Schützlinge. Es ist klar, dass sehr viele von ihnen die Notwendigkeit empfinden, ihr Herz zu erleichtern, sich einmal alles, was sie drückt, von der Leber herunterzureden. Es ist auch eine Tatsache, dass eine ganz gründliche Aussprache unter Umständen die Möglichkeit geben kann, für den zukünftigen Existenzaufbau sachgemässe Ratschläge zu erteilen. Dies kann zum Beispiel der Fall sein, wenn schwierige Familienverhältnisse, schlechter Gesundheitszustand oder die besondere Gemütsverfassung junger Leute im Entwicklungsalter die Situation komplizieren. Es hat sich aber erwiesen, dass unser Büro auch in derartigen Fällen seiner Aufgabe gewachsen ist, während es sich andererseits zeigte, dass solche individuelle Probleme im Vergleich zu der alles in den Hintergrund drängenden Frage: "Wie kann ich möglichst bald das für mich und meine Familie zur Existenz unbedingt Notwendige verdienen?" doch nur eine recht untergeordnete Rolle spielen: So-



lange die Beschaffung des täglichen Brotes problematisch ist, tritt eben jede andere Problematik weit zurück.

Bei Neueinwanderern, insbesondere bei solchen, die aus guten Verhältnissen kommen, ist es oft schwer, die seelische Disposition zu schaffen, die sie bereit sein lässt, das Gewesene zu vergessen, und die sie befähigt, an den Aufbau einer neuen Existenz tatkräftig heranzugehen. Es gibt nicht wenige dieser Immigranten, die schon während der Ueberfahrt nach Südamerika vergessen haben, dass es doch ohne Zweifel recht zwingende Gründe gewesen sind, die sie zur Auswanderung bestimmt haben, dass das, was sie hinter sich liessen, nicht restlos angenehm war. Diese Neueinwanderer haben das Gefühl, dass man in diesem Lande nur auf sie gewartet hat, und sie möchten hier anfangen, wo sie drüben aufgehört haben. Wer drüben Fabrikinhaber oder selbständiger Geschäftsmann war, fühlt in sich die Fähigkeit, hier die gleiche Tätigkeit auszuüben, und er erhebt den Anspruch, hier mindestens als Fabrikleiter oder als Geschäftsführer zu beginnen. Wer drüben ein guter Verkäufer war, glaubt, er müsse auch hier sofort eine derartige Stellung finden. Erst wenn wir einen solchen Mann fragen, in welcher Sprache er denn seine Waren anzubieten gedenke, ob er perfekt Spanisch könne, beginnt ihm etwas von den Schwierigkeiten aufzudämmern, die er hier finden wird. Die Prätendenten für die Errichtung einer Fabrik oder für die Führung eines Geschäftes pflegen wir zu fragen, welches Kapital ihnen zur Verfügung stehe, um hier einen Fabrikbetrieb aufzuziehen, ob der betreffende Artikel, den sie fabrizieren wollen, in diesem Lande überhaupt herzustellen sei, ob die Rohmaterialien und die geschulten Arbeitskräfte zur Verfügung stünden, mit welcher Konkurrenz man zu rechnen habe, wie es mit den Patenten, den Steuern und den sonstigen gesetzlichen Erfordernissen bestellt sei, etc. Auf diese Weise bemühen wir uns, den Leuten die Augen zu öffnen, ihnen einen kleinen Begriff der ungeheuren Schwierigkeiten zu geben, mit welchen jeder zu rechnen hat, der hier ein Unternehmen aufbauen will.

Es vergehen in der Regel einige Wochen, manchmal sogar einige Monate, ehe der Einwanderer sich zu der Erkenntnis durchgerungen hat, dass er hier wirklich ganz von vorne anfangen muss. Der Einwanderung in Argentinien ist oft eine Korrespondenz mit uns vorangegangen, und der Auswanderungslustige hat sich in seinem ersten Brief an uns fast immer bereit erklärt, hier "jede, auch die härteste Arbeit" willig zu übernehmen. Das ist leicht geschrieben, aber es ist sehr schwer durchzuführen. Wenn der bisher kaufmännisch tätig Gewesene — und das war die Mehrzahl unserer Schützlinge — sich darüber klar geworden ist, dass für ihn wegen mangelnder Sprachkenntnisse, wegen seiner Unkenntnis der hiesigen Verhältnisse, des Publikumsgeschmacks, der hier hergestellten und importierten Warengattungen, und noch vieler anderer Probleme eine Tätigkeit als Einkäufer oder Verkäufer nicht möglich ist, so kommt in der Regel die Frage, ob denn nicht eine Stellung als Lagerist, bei der Warenausgabe oder sonst eine Vertrauensstellung für ihn zu beschaffen sei. Dann müssen wir klarlegen, dass es hier im Gegensatz zu drüben nur wenige derartige Stellungen gibt, dass eine Vertrauensstellung Vertrauen voraussetzt, welches man sich doch erst verdienen muss, dass für die Warenausgabe normalerweise nur ältere, erprobte Arbeiter oder Angestellte verwendet werden und keine Neuankömmlinge, und dass auch diese Tätigkeit, wie jede innerhalb eines bestehenden Betriebes die Kenntnis der spanischen Sprache erfordert, da ja die Zusammenarbeit mit nur spanisch Sprechenden unvermeidlich ist. Wir müssen klarmachen, dass überhaupt keine Chance vorhanden ist, innerhalb eines hiesigen kaufmännischen Betriebes untergebracht zu werden, solange nicht wenigstens die Grundbedingungen einer Verständigung in der spanischen Sprache geschaffen sind. Man wird sich wundern, dass diese naheliegenden Erwägungen von den Einwanderern nicht bereits selbst und noch vor ihrem Eintreffen in Argentinien angestellt wurden. Die meisten von ihnen haben jedoch den Entschluss zu ihrer Emigration plötzlich und über-

stürzt gefasst. Sie waren sich wenige Tage vor ihrer Abreise noch nicht darüber klar, in welches Land sie übersiedeln würden. Sie konnten also selbst noch nicht wissen, ob sie sich auf ein englisches, französisches oder spanisches Land einzustellen hätten. Auch zu sonstigen Ueberlegungen fehlte ihnen die Zeit, die Ruhe und die Sammlung.

Jetzt ist der Einwanderer endlich so weit, dass er willens ist, jede Arbeit, auch körperliche anzunehmen. Ehepaare, die früher in Verhältnissen gelebt haben, die ihnen die Haltung von Dienstpersonal ermöglichten, wollen nun selbst Stellungen im Haushalt akzeptieren, junge Leute, die über die nötige Körperkraft verfügen, suchen Stellung als ungelernte Bauarbeiter. Jetzt aber müssen wir vielen unserer Schutzbefohlenen die schwerste Enttäuschung bereiten, eine Enttäuschung, die auf nichts anderes als auf ein teilweises Versagen der von uns organisierten Einwandererhilfe zurückzuführen ist: wir müssen eingestehen, dass wir nicht einmal Stellungen im Haushalt oder für ungelernte Arbeiter in genügender Anzahl zur Verfügung haben; wir können vielen unserer Schützlinge nicht einmal solche bescheidene Positionen vermitteln. Die hieraus resultierende Situation wäre für unsere Schutzbefohlenen wahrhaft trostlos, wenn sie in der Zwischenzeit nicht gelernt hätten, auf eigenen Füssen zu stehen. Sie haben jedoch bereits im Lande Wurzel geschlagen — wenn auch erst schwache Wurzeln, sie haben schon in die hiesigen Verhältnisse Einblick gewonnen — wenn auch nur einen oberflächlichen, sie verfügen bereits über gewisse Beziehungen, die ihnen nützlich sind, und vor allem: sie können sich schon notdürftig mit der Sprache zurechthelfen. Sie sind also in der Lage, ihr Geschick selbst in die Hand zu nehmen und sich aus eigener Kraft eine Anfangsstellung oder eine sonstige Verdienstmöglichkeit zu besorgen. Das tun sie denn auch, und damit haben sie sich von uns und von unserem Hilfswerk emanzipiert. Wenn sie keine besonderen Rückschläge erleben, kommen sie für uns als Schützlinge nicht mehr in Betracht, sondern nur noch als aktive Mitglieder, die nun ihrerseits unser Hilfswerk unterstützen, und die dazu beitragen, die Not der nach ihnen Kommenden zu verringern.

# Stefan Zweig und Emil Ludwig

Der diesjährige Kongress des Pen Club, der bekanntlich in unserer Metropole stattfand, brachte uns eine Reihe illustrer Gäste aus dem Reiche der Literatur. Darunter befanden sich naturgemäss auch eine ganze Anzahl Juden, unter ihnen der bekannte französische Schriftsteller Benjamin Crémieux, dessen Namen unsere Mitglieder in unserer Neujahrs-Ablösungsliste bemerkt haben werden, sowie die beiden deutsch-schreibenden Emil Ludwig und Stefan Zweig, die in der zeitgenössischen Weltliteratur zweifellos an führender Stelle stehen. Beide gehören in ihrem eigenen Kulturkreis zu den Meistgelesenen. Die Werke Beider wurden aber auch in alle übrigen Kultursprachen übersetzt, und jeder von uns weiss, dass man keinen Blick in die Auslagen einer hiesigen Buchhandlung werfen kann — sei es nun eine spanische, eine französische oder eine sonstige Buchhandlung —, ohne Werke von Stefan Zweig und Emil Ludwig zu finden. In allen Kulturländern ist die Schätzung, die beide Autoren geniessen, überaus hoch, und sie wurden auch hier seitens vieler Verbände und seitens des Publikums besonders geehrt und gefeiert.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, das Werk dieser Autoren zu analysieren und kritisch zu würdigen; das ist ja auch von berufener Seite häufig und gründlich geschehen. Noch weniger können wir daran denken, der Persönlichkeit dieser Schriftsteller in einer Studie gerecht zu werden. Wir hatten die Freude, beide Herren öfters zu sprechen, aber so gross auch der Eindruck war, den uns jede Rücksprache mit ihnen vermittelte: er war doch zu flüchtig, als dass wir befähigt wären, über die Person und über die persönliche Einstellung dieser Männer Entscheidendes zu sagen. Deshalb wollen wir hier nur auf einen markanten Unterschied in der Auffassung der beiden Schriftsteller hinweisen, sowie auf eine bemerkenswerte Gemeinsamkeit.

Herr Stefan Zweig bat uns schon von Río aus, doch jede Reklame zu unterlassen, die dazu angetan sein könne, seine Person in den Vordergrund zu stellen. Er bat uns, von jeder Würdigung seiner Selbst Abstand zu nehmen, sowie von allen Beifallsbezeugungen abzusehen. Auch im Gespräch versicherte er uns immer wieder, wie tief seine Abneigung sei, irgendwie persönlich in Erscheinung zu treten; er sagte uns, dass er sich nur in der Stille und in der Zurückgezogenheit wohl fühle. Eine Wirkung auf das Publikum solle nicht von seiner Person ausgehen, sondern nur von seinem Werk, dessen eigener Herold zu sein, er ablehnt. Dieser Einstellung entspricht es, dass Herr Zweig hier fast nicht an die Oeffentlichkeit trat. Er ergriff einmal im Pen Club das Wort, und er hatte die Güte, zu Gunsten unseres Hilfsvereins in grösserem Kreise einen Vortrag zu halten. Das war alles.

Ganz anders Herr Emil Ludwig. Gilt für Herrn Zweig das Faust-Wort:
"Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht"
das Goethe bezeichnenderweise einem Dichter in den Mund legt, dann ist für Herrn Ludwig jenes andere Faust-Wort zutreffend:

"So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit."

Herrn Ludwig macht der Beifall einer begeisterten Menge nicht bang; vielmehr braucht er ihn. Oeffentlicher Beifall ist ihm die Resonanz an der er misst, wie tief der Eindruck seiner Worte, seines Schaffens ist. Deshalb liebt Herr Ludwig die Oeffentlichkeit, und er konnte sich hier nicht genugtun, öffentlich zu wirken. Er sprach im Pen Club, vor Studenten, in Schulen, in Vereinen, und er konnte mit dem Beifall, der ihm von allen Seiten wurde, zufrieden sein. Die Rede im Pen Club, die er, wie er uns sagte, gegen den Willen einer mächtigen Opposition hielt, war zweifellos eine der besten Ansprachen, die im Laufe der Verhandlungen zu hören waren. Sie fand frenetischen Beifall, der sich zu Ovationen steigerte, und ihre Wirkung war ausser-

ordentlich tief. Als wir Herrn Ludwig frugen, ob es ihm unangenehm sei, wenn wir für seinen Vortrag, den er zu Gunsten unseres Hilfsvereins halten wollte, Reklame machen würden, meinte er, das Gegenteil sei der Fall. Er wünsche uns einen grossen materiellen Erfolg, und der sei nur durch Reklameentfaltung zu erreichen.

Das ist ein bezeichnender Unterschied in der Einstellung dieser beiden Männer. Das Gemeinsame aber ist folgendes:

Wir wandten uns an Herrn Zweig und Herrn Ludwig, und wir erbaten von ihnen dreierlei: Wir baten sie, sich auf unserer Gratulations-Ablösungsliste eintragen zu lassen, beziehungsweise unsere Gemeinschaft durch Glückwünsche zu den Hohen Feiertagen zu beehren. Wir baten sie, zu Gunsten unseres Hilfswerkes einen Vortrag zu halten, und wir baten sie, uns einen Beitrag für unser Mitteilungsblatt zu überlassen. Das war ein grosses Verlangen, gerichtet an Männer, deren Minuten gezählt sind, und — es wurde gewährt! Doch nicht nur dies: wir können bezeugen, dass es rührend war, mit welcher Bereitwilligkeit Herr Stefan Zweig wie Herr Emil Ludwig allen unseren Wünschen entsprach. Um dies ganz zu würdigen, möge man sich vergegenwärtigen, was die Erfüllung der Zusage für beide Herren bedeutete. Die Eintragung auf unsere Ablösungsliste kostete freilich nur etwas guten Willen, einen Namenszug und einen kleinen Beitrag für unsere Hilfskasse. Aber einen Vortrag zu halten, kostete Herrn Zweig eine starke innere Ueberwindung, und Herr Ludwig war durch andere Verpflichtungen derart in Anspruch genommen, dass er nur mühsam einige Nachmittagsstunden für uns frei machen konnte. Als wir ihm erklärten, was ein Vortrag von ihm für unser Hilfswerk bedeute, meinte er: "unter diesen Umständen **darf** ich nicht ablehnen!" und dieser Ausspruch gibt uns die Erklärung für das Verhalten der beiden ausgezeichneten Menschen: Sie besitzen ein Gefühl stärkster sozialer Verantwortlichkeit, das aus ihrer besonderen Stellung als geistige Führer, als Dichter und Schriftsteller entspringt. Sie können und dürfen nicht tun, was ihnen angenehm ist, sie haben der Menschheit gegenüber Pflichten, die sie als solche tief empfinden, und denen sie genügen müssen. Das ist unserem Hilfswerk zugute gekommen.

Die uns zugesagten Beiträge für unser Mitteilungsblatt haben wir natürlich erhalten, und wir bringen sie in dieser Nummer unserer Zeitschrift zum Abdruck. Was das Essai "Briefmarken" von Emil Ludwig anbelangt, so wird man ohne weiteres erkennen, dass es sich um die jüngste Originalarbeit des Schriftstellers handelt. Sie ist kurz, aber sie ist ein vollendetes kleines Kunstwerk, das einem geschliffenen Edelstein gleich in allen Farben sprüht und funkelt. Unsere Zeitschrift ist stolz darauf, diesen Artikel erhalten zu haben.

Der Beitrag von Stefan Zweig ist eine grössere, vielleicht zeitlich etwas zurückliegende Arbeit in der Form einer Ansprache. Herr Zweig schreibt uns dazu: "Der Vortrag wurde bisher noch nicht gehalten. Es handelt sich hier um die gelegentliche Fixierung von Gedanken zu einem Thema, das uns heute Alle bewegt", und er schliesst seine Ausführungen wie folgt: "Mit den besten und herzlichsten Wünschen für den Hilfsverein Deutschsprechender Juden und alle diejenigen, die ihre Arbeitskraft in den

Dienst dieser Organisation stellen, bin ich mit verbindlicher Empfehlung: Stefan Zweig". Herr Zweig sprach uns im Laufe einer Unterredung seine Bewunderung für unser Hilfswerk aus. In den vorstehend zitierten Worten hat er dieser Empfindung auch schriftlichen Ausdruck verliehen, und wir sind ihm dafür herzlich verbunden. Besonders verbunden sind wir ihm aber für den uns überlassenen Beitrag, dessen grosser Wert, dessen inhaltliche und stilistische Bedeutung für jedermann ersichtlich ist. Wir wissen es voll zu würdigen, dass Herr Zweig unser Mitteilungsblatt zu seinem Sprachrohr gemacht hat, dass er von Buenos Aires aus und durch unsere Zeitschrift seine Stimme ertönen lässt.

Unsere Vereinsleitung hat Stefan Zweig und Emil Ludwig ihren wärmsten Dank für alles, was sie für unseren Hilfsverein taten, bereits schriftlich ausgesprochen. Der Dank unseres Vereins sei an dieser Stelle auf das herzlichste wiederholt.

---

# Eine unveröffentlichte Ansprache

Von **Stefan Zweig.**

Es ist sehr lange her, viele Jahre und noch in dem früheren Jahrhundert. Ich ging noch auf die Schule, aber ich erinnere mich deutlich an die Erregung, die in Wien entstand, als die Broschüre von Theodor Herzl "Der Judenstaat" erschien. Ich meine mit dieser Erregung nicht die leidenschaftliche Begeisterung, die sich später in der jüdischen Welt erhob und die als Zionismus heute eine welthistorische Erscheinung geworden ist. Nicht die Begeisterung ist in meiner Erinnerung, denn dieser Enthusiasmus begann in ganz anderen Gebieten, in Polen, in Russland, im Osten bei den grossen unterdrückten proletarischen Massen des Judentums, die sich ihr religiöses Gefühl und ihren messianischen Glauben ungebrochen erhalten hatten. Die Erregung, die ich meine und an die ich mich erinnere, war eine gänzlich andere —sie war Aerger und Erbitterung in den bürgerlichen, in den geistigen jüdischen Kreisen Wiens. Man lebte damals gut und angenehm und unbesorgt im kaiserlichen Oesterreich, die Juden fühlten sich nicht mehr unterdrückt. Sie spürten kaum viel Hass oder grobe Gegnerschaft aber ihre Väter erzählten ihnen von ihrer eigenen Jugendzeit, um wieviel damals alles härter und schwieriger und feindseliger gewesen wäre. Allgemein war im Raume Mitteleuropas damals in den bürgerlichen Kreisen die Ansicht verbreitet, dass die Absonderung des Judentums und der Antisemitismus absterbende Erscheinungen seien und die sogenannte Judenfrage langsam und lautlos sich von selber lösen würde. Sie werden nun verstehen, dass die Broschüre Theodor Herzls in den bürgerlichen Kreisen des Judentums, welche die Demokratie liebten und an ihren endgültigen Triumph auf Erden wie an eine Religion glaubten — längst mehr glaubten als an die eigene Religion — geradezu Erbitterung erzeugen musste. Wozu einen Stein in einen stillen Teich werfen? Wozu die jüdische Frage aufwecken, die eben im Begriff schien, für alle Zeiten einzuschlafen? Warum noch einmal als Juden sich sichtbar absondern von den andern Völkern und Religionen, wo doch die innere Assimilierung in wenigen Jahrzehnten alle Unterschiede verwischt haben würde.

Ich möchte hier nicht übertreiben und keine Unwahrheit sagen. Ich möchte nicht behaupten, als ob der Anfang des Jahrhunderts eine goldene Zeit des Judentums in Europa gewesen wäre. Aber sie hatte etwas der gegenwärtigen Zeit voraus, nämlich den Optimismus. Die Meinung war einhellig, dass die schwierigste, die gefährlichste Epoche unserer Beziehung zu allen andern Völkern be-

reits überwunden sei. Wir alle oder die meisten der jungen Menschen glaubten zu Anfang des neuen Jahrhunderts, dass dieses Jahrhundert nach tausenden Jahren endlich dem getriebenen und wandernden Volke den Frieden bringen werde. Denn was hatte in all den Jahrhunderten die Feindseligkeit und das Misstrauen gegen die Juden in Europa so wach erhalten? — Nur die sichtliche Absonderung durch die Religion und die von ihr geforderten Sitten und Gebräuche. Seit hunderten Jahren, schon seit den Tagen der Römer, sahen die Völker immer mit Misstrauen auf dieses eine Volk, das sich durchaus nicht anpassen wollte, das mit einer ihnen unbegreiflichen Hartnäckigkeit ein besonderes bleiben wollte. Alles tat dieses eine Volk anders wie die andern Völker, es verehrte einen Gott, der allen andern Nationen unheimlich war, weil man ihn nicht sehen konnte, weil es kein Bild von ihm gab und keinen richtigen Namen, es hielt seinen Gottesdienst in einer fremden unverständlichen Sprache, es schrieb in einer für die andern unleserlichen Schrift. Es tötete die Tiere anders wie ihre eigenen Metzger, es bereitete die Speisen nach besonderem Gebot, es hielt andre Feiertage und vor allem — dies das Unverständlichste — es warb im Gegensatz zu den andern Religionen nicht für seine Religion. Wo aber ein Mensch sich verschliesst und keinen andern Einblick gönnt in sein Wesen, erregt er Misstrauen und Hass. Und wenn nun ein ganzes Volk sich derart abkapselte und absonderte, musste besonders bei den niederen Klassen, die immer abergläubischer sind, der Glaube entstehen, dieses Volk hätte etwas besonderes, etwas zu verbergen. Zum grossen Teil waren es also die Religionsgebräuche, die strenge Orthodoxie, die finstere und undurchdringliche Betonung der Besonderheit, welche den Hass gegen das Judentum bis in das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert erhalten haben.

Dann aber kam die sogenannte Emanzipation. Das Judentum Europas verwandelte sich, es passte sich an. Es tat das Geheimnisvolle ab und mengte sich frei unter die Völker. Nachdem es Jahrhunderte sich weggehalten hatte, suchte es sich nun mit einem Mal den Menschen anzupassen, mit denen es wohnte und lebte. Die grosse Masse der Juden in den Städten löste sich los von den jahrtausendalten Vorschriften der Bibel, sie kleideten sich, sie assen, sie sprachen und schrieben wie die andern und vielleicht

nur in ganz primitiven, seltenen Augenblicken, bei Geburt und Tod trat bei den liberalen Juden der Zusammenhang mit dem Judentum in Erscheinung. Damit schien die eigentliche Schranke gefallen, der Weg zur Weltverbrüderung gefunden. Mit einer Geschwindigkeit, von der wir erst heute wissen, wie gefährlich sie war, traten die Juden Westeuropas in das geistige Leben der Nationen ein. Ich brauche Ihnen nicht die Namen zu nennen, sie würden allein eine Stunde füllen, all der Juden, die in der Kunst, in der Wissenschaft, der Medizin, der Jurisprudenz, der Politik, der Nationalökonomie, in Handel und Wandel innerhalb eines Jahrhunderts führende Stellungen gewonnen haben und welch ein stimulierendes Element die lang unterdrückte Aktivität des Judentums im geistigen Leben Europas geworden ist. Dadurch, dass die Juden sich bürgerlich anpassten, dadurch war die sichtbare Erscheinungsform des Judentums als Einheit verschwunden und darum der Gegnerschaft die Angriffsfläche genommen. Der organisierte Judenhass schien damit zu Ende, dass das Judentum seine sichtbare Organisation aufgegeben hatte, und Sie werden nun verstehen, warum damals in den bürgerlichen, liberalen, demokratischen Kreisen des Judentums, die mit einem wunderbaren Optimismus von einer völligen Angleichung träumten, so erbittert waren, als von einem der ihren die "Judenfrage" neu aufgeworfen wurde, die für sie längst keine Frage mehr, sondern ein erledigtes Problem der Vergangenheit war.

Aber sie hatten eines vergessen, nämlich dass mit dem Judentum zugleich auch der Antisemitismus seine Form geändert hatte, dass, während früher sein Schwerpunkt im Religiösen lag, er sich nun in das Soziale und Ethnologische verschob. Waren früher die Juden auffällig geworden dadurch, dass sie sich zu sichtbar absonderten und weghielten vom Leben der andern Völker, so wurden sie jetzt wieder auffällig, weil sie sich mit solcher Ungeduld, als wollten sie tausend Jahre mit einem Sprung nachholen, in wenigen Jahrzehnten eindrängten und vordrängten in das geistige und kulturelle Leben. Da sie alles taten — unbewusst und in der ehrlichsten Absicht — um sich unkenntlich zu machen und sich den andern gleichzuordnen, musste nun der Antisemitismus sie wieder kenntlich machen. Es trat also eine völlige Verschiebung des Problems ein und zwar eine noch gefährlichere. Nicht mehr die andersartige Religion wurde zum Anlass genommen, sondern ein angeblich anderes und minderwertiges Wesen. Nicht mehr der Glaube der Juden wurde als Gefahr proklamiert, sondern ihr Blut. Es ist leider nicht nötig zu erklären, welche Theorien zur Motivierung der Ausschaltung der Juden aus dem geistigen Leben in Deutschland und andern Ländern gefunden wurden. Sie haben heute eine allzu grosse Resonanz bekommen, als dass man sie noch erklären müsste. Es wäre Zeitversäumnis, sich mit dem neuen Ideal der Reinheit der Rasse auseinanderzusetzen innerhalb einer Welt, die seit tausend Jahren ein Mischtiegel aller erdenklichen Völker und Stämme ist und wo es kaum den Kaisern und Königen des alten Europa gelingt, diese ideale Ungemischtheit nachzuweisen. Es hat keinen Sinn, mit einer Theorie zu streiten, die sich ohnehin auf die Dauer als impraktikabel erweisen wird. Wichtig dagegen ist, ehrlich und wahr zu sein, den Tatsachen ins Auge zu sehen und festzustellen, dass diese Ideologie in der gegenwärtigen Stunde eine ungeheure Gewalt gewonnen hat, dass sie in einem Staate von siebzig Millionen Menschen zur Staatsreligion geworden ist und agitatorisch weit über die Grenzen dieses Landes hinausgreift. Und wir würden uns einer Lüge und einer Feigheit schuldig machen, wollten wir nicht anerkennen, dass sie eine schwere Gefahr nicht nur für das ökonomische, sondern auch für das seelische Leben des Judentums darstellt, und dass nach einer Zeit des Optimismus die jüdische Nation abermals in eine der schwersten Krisen ihrer tausendjährigen Geschichte geraten

ist. Nichts wäre gefährlicher als wegzuleugnen, wie sehr bis ins Leben jedes Einzelnen hinein uns dieser unerwartete Ausbruch von Hass verwirrt und verstört. Und unsere Aufgabe muss einzig sein, da wir ihn in der Aussenwelt im gegenwärtigen Augenblick nicht beseitigen können, da er vorhanden ist, stark und sogar sieghaft und triumphierend, ihm wenigstens innerlich Stand zu halten. Nie mehr als heute war dem Judentum und jedem einzelnen Juden seelische Kraft und Sicherheit notwendiger, alle unsere Energie muss daran gesetzt sein, sie uns zu erhalten.

Die erste Bedingung, um einer Gefahr zu begegnen, scheint mir, sie in ihrem ganzen Umfange zu überschauen. Wir dürfen uns also nicht verschweigen, dass die Gefahr, unter der wir stehen, eine sehr grosse ist: vielleicht hat dieser Sturm nicht einmal sein äusserstes Mass erreicht. Wir müssen uns ferner rechtschaffen gewahr sein, dass wir dieser Krise innerlich schwächer und ungerüsteter entgegentreten als die früheren Generationen, dass eine grosse seelische Hilfe uns in dieser Abwehr nicht mehr zur Seite steht.

Denn unsere Väter und Ahnen hatten eine Hilfe, die wir nicht haben, eine Hilfe in sich, einen Glauben, den wir nicht mehr ganz glauben, sie hatten einen Sinn in ihrem Leiden, für den sie lebten und für den sie zu sterben bereit waren, sie hatten den Bibelglauben, sie hatten die Religion. Für sie war es ausgemacht und eine im Blute strömende Gewissheit, dass sie, das jüdische Volk, das auserwählte Volk Gottes seien, weiser, gerechter, frommer und reiner als alle andern Völker der Erde, und sie waren bereit, für diesen Glauben sich töten zu lassen, lieber als ihn aufzugeben. Ihnen war die Bibel die Wahrheit Gottes und darum hielten sie die Thorarolle auf dem Scheiterhaufen an ihre Brust gepresst. Ihr Leiden war ein Leiden für die Wahrheit und ihr Tod eine Zeugenschaft für den einzigen Gott, der nur diesem einen Volke und in dieser einen Sprache und nur in dieser einen Religion sich wahrhaft der Welt erschlossen. Dadurch hatte ihr Leiden einen tiefen, einen tröstlichen Sinn und ihr Glaube wurde zu einer Kraft, die sie bewahrte und durch die Zeiten trug.

Diese Kraft, leugnen wir es nicht, wir



haben sie nicht mehr, wir glauben nicht mehr, dass wir das einzig auserwählte Volk Gottes seien, besser, klüger, gerechter, edler als die andern Nationen, dass

zu uns allein Gott spräche und für uns allein die Welt geschaffen. Wir haben diesen Stolz, diesen Fanatismus, diesen Einzigkeitswahn verloren, wir sind gerechter geworden gegen alle andern Religionen und Nationen, obzwar sie oft ungerecht waren gegen uns. Wir glaubten nicht mehr, dass die Erlösung der Welt uns allein vorbehalten sei und die Bibel ist nicht mehr das einzige Buch, in dem wir die Wahrheit suchen. Vielleicht sind wir durch diese Erkenntnis humaner, allmenschlicher geworden, brüderlicher zu allen andern Nationen, aber indem wir an unsere Unfehlbarkeit und Unübertrefflichkeit nicht mehr so glühend, so selbstverständlich glauben wie unsere Ahnen, sind wir schwächer geworden als sie. Unser Leiden hat nicht mehr wie für jene einen Sinn, es ist nicht mehr die Prüfung Gottes, um uns rein zu bewahren und zu erproben, sondern es scheint uns sinnlos, eine menschliche Torheit und nicht mehr ein göttlicher Wille. Wir leiden vielleicht heute mehr unter der Erniedrigung, weil uns jener Hochmut fehlt. Wir sind schwächer geworden in der Seele, seit wir nicht mehr gläubig sind.

Darum kann der Sinn dieser neuen Prüfung nur sein, dass wir uns eine neue Gläubigkeit erschaffen und damit eine neue Kraft. Wir müssen, da uns das Schicksal gemeinsam befällt, eine neue Gemeinsamkeit suchen, die ebenso stark ist als es einstmals die Religion gewesen ist. Diese Gemeinschaft darf aber keine bloss äusserliche sein, denn Krisen werden niemals durch äussere Massnahmen, sondern immer nur von innen überwunden. Nur die Seele eines Menschen, nur die Seele eines Volkes kann seine Not besiegen. Darum scheint es mir, dass wir niemals Palästina als die einzige und alleinige Lösung ansehen dürfen, so sehr wir gerade heute erfassen, wie gross, wie weitausblickend und prophetisch der Gedanke Theodor Herzls gewesen ist. Es ist sicher ein ungeheurer Gewinn, dass heute für tausende vertriebener Menschen eine Heimstatt geschaffen ist, eine Gnade für all jene, welche unter dem Druck des Hasses und der Verachtung und Zurücksetzung nicht länger leben wollen und für Kinder und Kindeskinder den Besitz eigner Erde anstreben. Darüber hinaus ist Palästina noch ungemein bedeutungsvoll als ein idealer Sammelpunkt aller jüdischen Bestrebungen, als visuelle Ursprungs- und Einheitsstätte dieser in alle Winde der Welt verschlagenen Nation. Es kann ein Refugium bilden für die Ermüdeten, eine Arbeitsstätte gerade für die Kraftvollsten und Gläubigsten. Und nun es einmal geschaffen ist, spüren wir auch, wie notwendig es für das Schicksal des jüdischen Volkes geworden ist und dass es ein gesegneter Augenblick im Leben der Nation gewesen, da Theodor Herzl, bisher nur ein begabter und amüsanter Schriftsteller, sich entschloss, aus dem Gedanken ein Wort, aus dem Wort eine Tat zu schaffen. Es ist ein grosses Ideal, aber es ist kein allgültiges, kein für jeden gültiges Ideal. Denn manchen von uns wird es vielleicht als eine Rückbildung erscheinen, als eine Sprache, die uns fremd geworden ist, ein Zurück in ein Land, das uns mit tausend Erinnerungen gewinnt, aber doch nicht mehr ganz Heimat ist, Rückkehr in einen neuen Nationalismus, wo wir im Innersten hoffen, dass die Idee des engherzigen abgeschlossenen Nationalismus bald zu Ende sei und einer neuen Epoche der Panhumanität weichen müsse. Glücklich jene, welche sich dort glücklich fühlen und ihre Erfüllung finden! Aber zu eng ist diese Erde, um die ganze jüdische Nation zu erfassen und zu fern sind viele von uns dieser Urheimat geworden, zu sehr eingeboren in andere Länder und Sprachen, als dass wir sie wieder verlassen wollten. Und während jene dort aufbauend erneuern, ist auch uns eine Aufgabe gestellt, die nicht minder schwierig ist, auch ohne eigene Erde, auch ohne jenen orthodoxen Glauben den Sinn unserer inneren Gemeinschaft zu erfüllen und uns in dieser schwersten Krise seelisch zu bewähren.

Diese Aufgabe ist eine nicht minder

schwierige und sie fordert — dies ihr Gewinn — unsere ganzen inneren Kräfte heraus. Wer in der letzten Zeit die Juden aus Deutschland und manchen angrenzenden Ländern gesprochen, musste erschüttert gewesen sein, in welcher seelischen Verstörung, in welcher Ratlosigkeit sich alle diese Menschen befanden. Zu gewaltsam, zu unerwartet war der Stoss gekommen wie ein Ueberfall. Denn alles, was die organischen Fundamente eines Lebens ausmachte, war über Nacht ins Wanken geraten. Dieser hatte seine Arbeit verloren, jener seine Wirkung und fast alle, was noch gefährlicher ist, den Glauben an die menschliche und göttliche Gerechtigkeit. Vielleicht, sind schon lange nicht im Laufe der Geschichte so viele Menschen zugleich in ihrem Lebensgefühl getroffen worden, als die Juden Deutschlands durch ihre moralische Aechtung und Entrechtung. Ich stelle mit Absicht hier die materiellen Schädigungen zurück, die Einbusse an Geld, Besitz, Ansehen und Wirkung; all dies ist in den letzten Jahrzehnten der ökonomischen Orkane auch unzähligen Andern geschehen. Aber diese seelische Verstörung ist unvergleichbar grausamer gewesen und es ist zu befürchten, dass sie eine neue Gefahr zeitigt für die jüdische Seele, eine Psychose, eine schwere Erkrankung. Einige Phänomene sind bereits wahrzunehmen, fast in jedem einzelnen Getroffenen und noch mehr in allen als Masse. Und da dies eine geistige Verstörung ist, so scheint es mir Pflicht aller Geistigen, ihr alle erdenkliche Aufmerksamkeit zu widmen und rechtzeitig mit aller Kraft entgegenzutreten.

Die ernste Krankheit, die jetzt unzählige Juden ergriffen hat, ist ein Unsicherheitsgefühl, ein Minderwertigkeitsgefühl. Seit hunderten und hunderten Jahren bedroht es das jüdische Volk, das immer befeindete, immer unterdrückte, immer in Gegenwehr befindliche. Es hat lange und lange an der Wurzel unserer Kraft gezehrt, es hat unzählige Menschen vergangener Jahrhunderte unglücklich und klein gemacht, ihnen den geduckten Blick und den scheuen Schritt und ängstliche Nerven gegeben. Und wir hofften schon im letzten Jahrhundert, dass diese alte Ghettokrankheit endgültig im Organismus unseres Volkes überwunden sei. Wir hatten gedacht, dass in Deutschland und überall durch die grossen Leistungen auf allen Gebieten des kulturellen Lebens, in Dichtung, Malerei, Musik, Wissenschaft, im Sport und öffentlichen Leben der Weltbürgerschaft wir uns das Recht auf wahre Gleichheit erworben hätten, Rassen und Klassen endgültig gelöst seien im Geist einer neuen und humaneren Demokratie. Schon sahen wir eine frohe Jugend, schon lebten wir frei, heiter, unbekümmert mit dem guten Gefühl, brüderlich mitzuhelfen mit allen andern Menschen dieser Erde an einer Versittlichung der Welt. Umso härter hat manche von uns dieser Rückschlag getroffen und so töricht es Ihnen scheinen mag, es sind nicht wenige Juden in Deutschland, welche aus einer Seelenschwäche den Hass und den Angriff gegen uns gleichsam bejahen, indem sie in sich selbst die minderwertigen Eigenschaften aufzufinden suchen, welche der Antisemitismus ihnen zuspricht. Manche haben sich verbittern lassen und der äusseren Isolierung noch eine innere zugefügt. Sie haben begonnen, sich selbst zu hassen, weil man sie hasst und mehr als die Böswilligkeit ihrer Gegner quälen sie sich selbst in der eigenen Seele, ob sie nicht doch auf irgend eine Weise Schuld hätten, ob nicht das jüdische Volk in sich selbst ein fragwürdiges und den andern Völkern lästiges und gefährliches wäre. Die uralte Melancholie, der schwere Pessimismus, der auf unserem Volk der Leiden und Prüfungen seit Jahrhunderten lastet, er ist bei vielen grausam lebendig geworden in diesem Jahrhundert.

Das stellt natürlich eine ungeheure Gefahr für die Kraft und Sicherheit unserer Rasse dar und es ist unsere Pflicht, diese Selbstquälerei, dieses Misstrauen gegen sich selbst mit all unserer geistigen Kraft, mit aller Leidenschaftlichkeit unserer Gläubigkeit zu bekämpfen. Aber wer Leidende, Unterdrückte, sich selbst nicht mehr Vertrauende beobachtet hat, der weiss, dass bei ihnen sich das Gefühl der Minderwertigkeit oft in einen überreizten Stolz flüchtet, in ein gesteigertes und übersteigertes Selbstgefühl. Oefter als jemals hört man nun Worte sagen, die man von vergangenen Generationen des Judentums nie ausgesprochen gehört hat wie 'Ich bin stolz, ein Jude zu sein'' und ''Ich möchte nichts anderes sein als ein Jude''! Oefter liest man Erörterungen, die gerade jetzt, da der Antisemitismus die Juden als inferior behandelt, nachweisen wollen, dass sie eigentlich allen anderen Rassen und Nationen superior seien. Und wer ein feineres Ohr hat, der spürt, dass diese lärmende Art, das Judentum als das Beste, das Edelste, das Reinste auf Erden anzupreisen, als die Nation, die einzig im Recht ist und der Unrecht geschieht von allen anderen Nationen, dass diese lauten Selbstbewunderungen künstlich sind und nicht echt. In diesem Schreien und sich selber Begeistern, wie herrlich das Judentum, wie grossartig es sei, liegt etwas von der naiven Technik der Kinder, die im Wald laut singen, weil sie sich fürchten. Und ebenso wie wir in jedem von uns und in der Gesamtheit den sehr echten jüdischen Pessimismus bekämpfen müssen, so haben wir auch diesen leider nicht ganz echten Optimismus sofort zurückzudämmen, sobald er seine Grenzen überschreitet und jüdische Ueberheblichkeit wird. In dem Augenblicke, wo wir wirklich uns heute noch für Gottes auserwähltes Volk erklären, allen andern Völkern überlegen, geben wir denen Recht, die uns nun ihrerseits eine Sonderstellung schaffen wollen. Wir segnen und bekräftigen damit die Bücher der Rassentheoretiker, wir sperren uns in ein neues Ghetto ein, indem wir uns durch Hochmut von den andern Völkern so absondern, wie sie uns in Gehässigkeit von sich absondern wollen. Wenn wir in Frieden und Freundschaft und Eintracht in einem wahrhaft demokratischen Geiste mit den andern Völkern und Religionen zusammenwohnen wollen,

dürfen wir uns nicht irgend eine Art von Aristokratie gewaltsam zuerkennen, ebenso wie wir uns weigern, uns als Heloten, als minderwertige Rasse erklären zu lassen.

Wahre Demokratie ist nur möglich ohne Stolz des Einzelnen, sondern durch Freude am Gemeinsamen. Deshalb müssen wir uns — jeder Einzelne wie die Gesamtheit — vor willkürlichen Absonderungen hüten. Aus diesem Grunde halte ich auch den Hass für verwerflich in dem Kampf, den wir um unsere innere Freiheit führen müssen. Als das schreckliche Unglück über die deutschen Juden hereinbrach, hatten viele von ihnen gegen diese furchtbare Verletzung ihres Stolzes, ihres menschlichen Fühlens keine andere Waffe als die, zu einem Ausbruch des Hasses ihre Zuflucht zu nehmen. Ihr erster Impuls war, für immer mit dem Volke zu brechen, das ihnen diese fast unerträgliche Demütigung zugefügt hatte, jede Verbindung mit ihm zu lösen und blindlings zurückzuschlagen, um sich für den mörderischen Angriff auf ihre Ehre zu rächen.

Nun ist, im Gegensatz zu vielen meiner Brüder im Blute, die mir widersprechen werden, mein eigener Glaube, dass dieser Ausbruch der Leidenschaft, nicht die rechte Haltung ist, die wir einnehmen sollen. Denn ich hasse den Hass als eine Regung, die eines geistig, eines religiös eingestellten Menschen unwürdig ist. Ich glaube, dass ein Mensch, der sich dauernd dem Gefühl des Hasses hingibt, einen Teil seiner sittlichen Kraft verliert, und zudem glaube ich — und ich habe es auch während des Weltkrieges ausgesprochen —, dass sich der Hass niemals gegen eine ganze Gemeinschaft richten darf. Eine Nation oder eine Rasse als Ganzes genommen, darf niemals für die Taten ihrer Führer verantwortlich gemacht werden.

Ich weiss sehr gut, dass es natürlich ist, den zu hassen, der uns verletzt hat, dass der Hass dazu verhilft, sich von dem Gefühl einer erlittenen Demütigung frei zu machen. Aber ich glaube, dass ein solches Verhalten auf die Dauer unserer unwert ist. Wir sind ein altes Volk, und unsere Erfahrung geht weit in die alten Zeiten zurück. Während dreier Jahrtausenden haben wir die Feindschaft zahlreicher Nationen ertragen, die zum Teil schon lange hingeschwunden sind, die Feindschaft der Aegypter und der Chaldäer, der Römer und Spanier, der Franzosen, Deutschen und der Russen. Es gibt in Europa fast keine Stadt, in der nicht unsere Vorfahren auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden, keine Strasse, auf der nicht unsere Vorväter in die Verbannung flüchten mussten. Aber trotzdem — und das ist der Stolz des jüdischen Volkes — sind wir kein Volk des Hasses geworden. Wir haben das Land, in dem wir wohnten, geliebt und die Sprache, die wir sprechen. Als Jude finde ich nichts edler an unserem Volke, als dass wir immer die Herren und nie die Sklaven unserer Leiden waren, dass uns erduldetes Unrecht niemals zu dauernder Feindschaft gegen das Volk, das uns verletzte, Anlass gab. Wir haben immer als dankbare Freunde in Mitten der Völker gelebt, die unsern Vätern und Vorvätern Unrecht zugefügt haben, und ich hoffe, dass auch die heutige geistige Einstellung in Deutschland, die für uns Juden so traurige Folgen hat, nicht von ewiger Dauer sein wird.

Wenn es viele unserer Generation auch bis ins Tiefste getroffen und verletzt hat, so mögen diese Wunden wenigstens keine durch Hass vergifteten sein und nicht den Organismus und die seelische Haltung unseres Volkes für Jahre gefährden.

Vielleicht werden manche anderer Meinung sein und insbesondere die Jugend träumt heute von Kampf. Sie deutet zurück auf die Heldenzeit, auf die Makkabäer, auf all die überlieferten Legenden des agressiven und defensiven Muts, aber der jüdische Heldenmut in allen Ehren, die Krieger, die Makkabäer, sie haben, doch nur für eine kurze, für eine winzige Spanne Zeit das Judentum gerettet. Nicht in der Leistung der Waffen, immer im Geistigen ist unsere Stärke gewesen: nicht dass wir einmal in mythischen Zeiten mit anderen Völkern und Stämmen uns herumgemordet, hat dem jüdischen Volke eine besondere Mission in der Welt gegeben, sondern dass es die Bibel geschaffen hat, die Gesetze, die Lieder der Propheten und sein höchstes, sein ewiges Kunstwerk, den Gedanken des unsichtbaren Gottes. Immer war das Kon-

templative, das grosse Verzichtende und sich auf die innere Welt Beschränkende die wahre Kraft dieser Rasse, von den Weisen der Bibel an bis zu Spinoza und den Gelehrten von heute; nicht die jüdische Unruhe, die schreckliche nervöse Ungeduld und das Rasch-vorwärts-kommen-wollen, das uns so viel Feindschaft eingetragen hat, ist die wahre und richtige Form unserer Lebenshaltung, sondern gerade die Ruhe, wie sie unsere grossen Philosophen und die unzähligen stillen heiligen Lehrer namenloser Gemeinden in einem ganz auf das Ethische gerichteten Leben verwirklicht haben. Ich glaube, dass nichts dem jüdischen Volk heute förderlicher wäre und als Haltung geziemender, als eine gewisse Abwendung von der äusseren Welt. Ich meine damit ein Besiegen der eigenen Ungeduld, der seelischen Nervosität und der Raffgier, die hohe Kunst, unauffällig zu leben, die unsere weiseren Ahnen immer geübt haben. Gerade weil der Verdacht über uns schwebt und zum Teil mit Recht, zu rasch, zu hitzig, vorwärts kommen zu wollen, sollten wir freiwillig jeder Einzelne Zurückhaltung üben und sie von den andern fordern, der Reiche nicht so sehr seinen Reichtum zeigen, der Künstler es vermeiden, zu laut sich feiern zu lassen, der Kluge, sich nicht allzu sehr seiner Klugheit zu rühmen und vor allem darauf verzichten, die Führer der Nationen, innerhalb deren wir leben, im politischen Sinne sein zu wollen. Nichts war verhängnisvoller für die Entwicklung der Dinge in Deutschland als der starke Auftrieb der jüdischen Politiker nach der Revolution; nichts ist in der Geschichte von tausenden Jahren dem Judentum so verhängnisvoll gewesen als seine Liebe zum Sichtbaren, zum Prunk und zur Pracht, zum Lauten, zum fühlbaren Erfolg. Und wenn wir die Bibel, unser ältestes Buch lesen, so werden wir erkennen, dass es ein einziger Kampf der Führer und Propheten des jüdischen Volkes gegen diese verhängnisvolle Leidenschaft gewesen ist. Immer sucht das jüdische Volk seinem grössten Gedanken zu entfliehen, das Unsichtbare zu verehren, die unsichtbare Leistung, die unsichtbare Wohltat, das unsichtbare Ethos, den unsichtbaren Gott. Immer wieder wollen sie sich ihre Götzen bauen, weil es so viel bequemer ist, vor dem goldenen Kalb zu knien oder vor steinernen Göttern des Ruhmes sich zu verneigen. Und immer wieder müssen die geistigen Führer dieses Volkes diese Götzen zerbrechen, immer wieder versuchen, dieses unruhige ungeduldige Volk, welches das Göttliche mit Händen fassen will, zurückzutreiben zu seiner wahren inneren Mission. Und vielleicht sind solche grossen, gewaltsamen Prüfungen, wie jetzt eine über das jüdische Volk gekommen ist, notwendig, um es bescheiden zu machen, um zu verhindern, dass es sich erhebe, vielleicht sind sie notwendig, um uns wieder von Aeusserlichkeiten zurückzuführen ins Innerliche und die seelischen Kräfte zu erneuern. Es ist eine Kunst, der Menschheit bekannt seit tausenden Jahren, dass man gerade aus den Giften die besten Heilmittel gewinnt, wenn man sie richtig zu verteilen und zu binden weiss. So kann vielleicht auch aus dieser schwersten Gefahr, die über das jüdische Volk seit Jahrzehnten, seit Jahrhunderten gekommen ist, eine innere Erneuerung entstehen; vielleicht wird, was uns zerstören wollte, im höheren Sinne zum Bewahrenden. Diesen Sinn zu erkennen, muss unsere Aufgabe sein. Sie kann nicht gemeinsam gelöst werden, und niemand möge hoffen, ein Anderer werde sie für ihn lösen. Niemand darf erwarten, als gäbe es jetzt ein Universalheilmittel, das für uns alle gilt. Es gibt keine Vorschrift, wie sich jetzt das Judentum verhalten soll, wie es diesem schweren Augenblick zu begegnen hat. Nein, so bequem ist es uns nicht gemacht. Wir müssen uns gleichsam jeder selbst in die Hand nehmen, selbst durchforschen und die reinsten Kräfte zur uneigennützigen Leistung in uns zu finden und zu steigern suchen. Aber gerade wer so im Unsichtbaren dient, der dient besser als alle dem Sinn und der Sendung unseres Volkes, nur er erfüllt ganz in sich den Gedanken des unsichtbaren Gottes.

# Briefmarken.

Von **Emil Ludwig**

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat mir eine schöne Sammlung von Briefmarken aus Südamerika geschenkt. Mein kleiner Sohn soll sie zuhause einkleben und dabei Geographie und Geschichte lernen.

Er könnte noch ein Drittes lernen. Wenn er sich einen Briefkasten in Buenos Aires vorstellt, und wie sein Inhalt am Abend auf der Post geordnet wird, so lernt er die Verbundenheit aller Länder verstehen. Derselbe Nationalheld oder doch einer von dreien blickt ihn aus der Marke an und dies Bild reist in hundert verschiedene Länder. Dort wiederum kommen hundert Briefe aus vielen Ländern an, jeder geschmückt mit einem anderen Nationalhelden oder mit symbolischen Frauen und Wappen. Alle Nationen drücken das Siegel ihrer Geschichte, ihres Ruhms, die Schönheit ihres Landes oder ein Gleichnis ihrer Ideale auf die Botschaften, die sie in fremde Länder schicken. Sie tun recht daran. Es ist die schönste Form der Werbung für ein Land, denn sie geschieht schweigend und im kleinen Format.

Mein Sohn kann daran lernen, in welchem Ton man sein Land rühmen soll. Er kann lernen, dass es gar keine Tugend ist, sein Land zu lieben, nur eine natürliche Regung und dass nur Menschen ohne inneres Selbstgefühl laut in die Welt posaunen, sie gehörten zum besten und stärksten Volke der Erde.

# Gründung einer Frauen-Hilfsorganisation

Wir haben in diesen Spalten sehr häufig Anregungen aus unserem Mitgliederkreis veröffentlicht, die uns meist Vorschläge zur Verbesserung unseres Hilfsdienstes brachten, oder Hinweise auf neue Möglichkeiten, unsere Einnahmen zu erhöhen. Anders eine Anregung in No. 31 unserer Zeitschrift. Dieselbe befasst sich damit, die Lage eines Teiles der Einwanderer zu schildern, sie führt uns das Elend der Arbeitsunfähigen, der Kranken, der Alten und der Minderjährigen vor Augen, und die Einsenderin der Zuschrift vermittelte uns die Erkenntnis, dass unser Hilfsverein in solchen Fällen der Not nicht steuern könne, dass dies auch gar nicht seine eigentliche Aufgabe sei, sondern dass es die Pflicht unserer Frauen wäre, helfend einzugreifen. Demnach wird ein Zusammenschluss unserer Frauen angeregt zu dem Zweck, eine Hilfsorganisation für die Linderung des Emigrantenelends zu schaffen.

Dieser Vorschlag ist ausgezeichnet; das haben wir alle empfunden. Dabei ist das, was er anstrebt, so naheliegend, dass man sich wundern muss, es nicht längst verwirklicht zu sehen. Ist es denn ein Zufall, dass die Worte "Hilfsbereitschaft", "Barmherzigkeit", "Wohltätigkeit", "Nächstenliebe", und "Herzensgüte" weiblich sind? Ist es ein Zufall, dass man sich Charitas, die Allerbarmende mit den weichen, Linderung bringenden Händen nur als Frau denken kann? Und standen nicht die Frauen aller Konfessionen in allen Ländern zu allen Zeiten im Dienste der Wohlfahrtspflege? Auch in Buenos Aires sind die Frauen jeden Bekenntnisses und jeder Nationalität zu Hilfsorganisationen zusammengeschlossen; nur die jüdischen Frauen deutscher Sprache fanden dazu nicht den Aufschwung. Dabei wäre gerade für sie und gerade heute eine grosse, überaus wichtige Aufgabe zu bewältigen: die unbeschreibliche Not vieler der hier lebenden deutsch-jüdischen Immigranten, das Unglück schuldloser Menschen schreit zum Himmel! Es gibt hier eine wachsende Zahl Alter und Schwacher, Kranker und Minderjähriger unse-

res eigenen Glaubens, unserer eigenen Sprache und Kultur, die des Notwendigsten entbehren, die nicht wissen, von was sie am nächsten Tage leben sollen, die gänzlich hilflos und verlassen sind. Sollten sich unsere Frauen, die sich doch selbst in angenehmen Lebensverhältnissen befinden, dem Elend dieser Unglücklichen hartherzig verschliessen? Sollten sie es nicht vielmehr als Bedürfnis empfinden, helfend einzugreifen, um die Not ihrer Schwestern und Brüder zu lindern? Es hiesse gering von unseren Frauen denken, hätten wir nicht die feste Ueberzeugung, dass sie sich mit ganzer Seele und mit allen Kräften dem geplanten Hilfswerk zur Verfügung stellen werden!

Auf die Anregung in unserem Mitteilungsblatt fanden sich einige Damen zusammen. Dieselben kamen überein, sich an eine Reihe ihrer Bekannten zu wenden, um deren Mithilfe zu erbitten. Es erfolgte eine vorbereitende Besprechung, in der die Gründung einer Frauen-Hilfsorganisation erwogen wurde. Diese Rücksprache fand am 8. September in den Räumen des Hilfsvereins statt.

Frau Lilly Vogelbaum führte den Vorsitz, und sie eröffnete die Besprechung mit folgenden Worten:

"Meine Damen:

Im Auftrag der Anreger unserer heutigen Zusammenkunft danke ich Ihnen herzlich für Ihr Erscheinen. Wir betrachten und schätzen Ihre Anwesenheit vor allem als den Ausdruck Ihrer Bereitschaft, sich in den Dienst der guten Sache zu stellen, der unser Zusammenschluss, den wir anstreben, dienen soll.

Ich möchte in Kürze die Gründe darlegen, welche die Bildung einer Frauen-Hilfsorganisation nötig machen. Die Vorgeschichte ist folgende: wie Sie alle wissen, bemüht sich der Hilfsverein Deutschsprechender Juden seit über 3 Jahren nach Kräften, allen in unser Land kommenden Emigranten beizustehen. Der Zustrom der Emigranten und dadurch die Inanspruchnahme des Hilfsvereins hat aber mit der Zeit derartigen Umfang angenommen, dass sich der Verein genötigt sieht, sich auf ein bestimmtes Arbeitsgebiet zu beschränken, da für andere Leistungen weder die Geldmittel, noch die zur Verfügung stehende Organisation ausreichen. Dieses Arbeitsgebiet ist hauptsächlich die Fürsorge für die arbeitsfähigen Einwanderer, denen es ermöglicht werden soll, sich durch Arbeit baldigst selbst durchzubringen. Bleibt die Fürsorge für die, denen dies noch nicht oder nicht mehr möglich ist, also für die Kinder, die Mütter einer zahlreichen Familie, die Alten, Schwachen und Kranken. Für diese Leute, deren sich der Hilfsverein höchstens in den ersten Wochen annehmen kann, muss eine andere Fürsorge gefunden werden, und hiermit ist nun die Situation und der Moment gegeben, wo wir Frauen eingreifen müssen. Die Fürsorge für Kinder, Kranke und Schwache ist naturgegeben das Gebiet der Frau und soll in Zukunft auch von uns übernommen werden.

An dieser Stelle möchte ich ein "Eingesandt" aus dem Mitteilungsblatt vorlesen, das den Stein ins Rollen brachte, indem es aussprach, was jeder, der Einblick in das Emigranten-Elend hat, seit geraumer Zeit fühlte. (Es folgte die Verlesung des „Eingesandt"). Wenn nun auch in der Praxis diese Vorschläge nicht alle genau

so durchgeführt werden können, müssen wir der Einsenderin doch dankbar dafür sein, dass sie uns damit zum Nachdenken veranlasste und so die Ursache zu dem geplanten Zusammenschluss gab.

Bevor wir über Einzelheiten diskutieren, möchte ich Ihnen sagen, dass die Struktur der zu gründenden Vereinigung folgendermassen gedacht ist: ein Zusammenschluss von Frauen, die gewillt sind, von ihrem Haushaltungsgeld einen monatlichen Beitrag an den Verein zu zahlen. Darüber hinaus wird erwartet, dass sich aus dem Mitgliederkreis recht viele Frauen melden, die gewillt sind, ausser der pekuniären Hilfe auch noch einen Teil ihrer Zeit und ihrer Kraft zur Verfügung zu stellen. Damit eine zweckmässige Arbeit geleistet werden kann, muss eine Zentralstelle geschaffen werden, an die der Hilfsverein die Adressen der hilfsbedürftigen Familien, sowie etwa vorhandene Informationen über den besonderen Fall weitergibt. Die Dame, welche die Zentralstelle übernehmen wird, teilt jeden Fall einer der Helferinnen zur Bearbeitung zu. Zweckmässig wird dabei nach Möglichkeit darauf Rücksicht genommen, dass die Helferin nicht allzu weit von dem oder der Hilfesuchenden wohnt.

Die äussere Struktur des Vereins zu bestimmen, die Höhe der Mitgliedsbeiträge festzustellen und dem Kind einen Namen zu geben, wird Sache der Gründungsversammlung sein, die wir heute vorbereiten wollen. Zu diesem Zweck bitte ich die Damen, sich zu meinen Vorschlägen zu äussern, und sich nacheinander zum Wort zu melden.''

Diese Ansprache fand den einmütigen Beifall der Erschienenen, und in der darauf folgenden Diskussion wurde beschlossen, im Monat Oktober eine öffentliche Versammlung einzuberufen, in der eine Frauen-Hilfsorganisation gegründet werden soll. Den entsprechenden Aufruf dazu lassen wir diesem Bericht folgen.

Ferner wurde beschlossen, dass bereits zu den Feiertagen eine Reihe hilfsbedürftiger Familien mit Lebensmittelpaketen bedacht werden solle, und dieser Beschluss, welcher den Willen der Damen zu praktischer Arbeit zeigt, ist inzwischen zur Ausführung gekommen. So beginnt diese Vereinigung unserer Frauen schon vor ihrer offiziellen Gründung eine segensreiche Tätigkeit zu entfalten.

Wir fordern auch unsererseits alle Frauen auf, sich der zu gründenden Vereinigung, die einem dringenden Bedürfnis abhelfen wird, anzuschliessen. Wie es unsere Mütter als Ehrenpflicht betrachteten, einem Frauenverein als Mitglied an-

zugehören und Wohltätigkeit zu üben, so mögen es auch unsere Frauen, unsere Schwestern und unsere Töchter tun. Keine Frau darf es sich nehmen lassen, der neuen Organisation von Anfang an als Mitglied anzugehören!

# Aufruf an alle Frauen.

Wir bitten Euch um eine kleine Spanne Aufmerksamkeit. Gönnet Euch ein paar Minuten der Sammlung. Vergegenwärtiget Euch Euer Glück, ein gesichertes Heim zu besitzen. Empfindet, wie ruhig Ihr Euch fühlen könnt, weil Eure Kinder gepflegt und gesättigt sind, und weil morgen ein neuer Tag kommt, der Euch keine Nahrungssorgen bringen wird. Und wenn Euch dies alles so recht ins Bewusstsein eingedrungen ist, wird Euer Ohr offen sein für unseren Ruf:

**Wir brauchen Euch!**

Wir brauchen Euch und Eure Fürsorge für Schwache und Kranke, für Entwurzelte, die man schuldlos aus ihrer Bahn warf, deren Kraft gebrochen oder gebeugt ist. Wir brauchen Euch, um Unglücklichen zu helfen, die hungern und denen es nicht möglich ist, ihre Kinder zu sättigen und zu kleiden.

Wir sprechen von den Hilflosen, den Kranken, den Alten und Schwachen unter den hier eingetroffenen Immigranten. Wir sprechen von Arbeitsunfähigen und von Müttern, deren Kinder bitterste Not leiden. Um diese Schutzlosen und Verlassenen zu beraten, um sie aufzurichten und zu unterstützen, brauchen wir Eure Hilfe, einen Teil Eurer Zeit und Eurer Kraft. Um diesen Beistand von Euch zu erbitten, wenden wir uns an Euch.

Wir haben erkannt, dass der unerhörten Not durch die Hingabe Einzelner von uns nicht wirksam begegnet werden kann, dass vielmehr eine planvolle Hilfstätigkeit erforderlich ist. Eine solche kann aber nur geleistet werden, wenn wir unsere Kräfte vereinen, wenn sich alle Frauen zu einer starken, leistungsfähigen Hilfsorganisation zusammenschliessen. Eine derartige Organisation wollen wir schaffen, und wir fordern Euch alle auf, an ihrer Gründung teilzunehmen. Bedenket dass es stets eine Pflicht, aber auch das schönste Vorrecht der Frau war, Werke der Barmherzigkeit zu üben, und entziehet Euch nicht unserem Ruf!

Die Gründungsversammlung soll am 22. Oktober, 17 Uhr in der Soc. Hebraica, Callao 348 stattfinden. Wir erwarten Euer Erscheinen, Eure Vorschläge und Eure Anregungen. Wenn Ihr am Kommen verhindert sein solltet, bitten wir Euch, uns schriftlich Eure Zustimmung zu unserem Vorhaben zu geben und uns zu sagen, dass wir auf Euch als Mitglieder des Vereins zählen dürfen. Diesbezügliche Zuschriften erbitten wir an das Büro des Hilfsvereins, Cangallo 1479.

**Der vorbereitende Ausschuss.**

# Bunter Abend

Nun hat unser "Bunter Abend" stattgefunden, und er wurde nach jeder Richtung hin zu einem grossen Erfolg, zu einem Erfolg, auf den der "Festausschuss", der diesen wunderbaren Abend arrangiert hat, stolz sein kann. (Das Wort "Festausschuss" setzen wir in Anführungszeichen. Wir werden später sagen, warum).

Wenn wir die Entstehungsgeschichte dieser Veranstaltung rückblickend betrachten, werden wir bis zum Beginn des geselligen Lebens innerhalb unseres Vereines geführt. Ihr Keim lag bereits in unserem ersten Vereinsball, an dem wir, wie man sich vielleicht noch erinnern wird, schon als Einlage Varieté-Darbietungen brachten. Dieselben wurden seitens unserer Gäste keinswegs mit jenem Enthusiasmus aufgenommen, den wir erwartet hatten; im Gegenteil: man verhielt sich recht ablehnend. Dies führten wir auf die ungünstigen räumlichen und akustischen Verhältnisse des Saales zurück, teilweise auch auf die damals noch ziemlich heterogene Zusammensetzung unseres Publikums. Damit hatten wir nicht so ganz unrecht, aber den eigentlichen Grund der Ablehnung haben wir seiner Zeit nicht erkannt.

Deshalb brachten wir bei unseren nächsten Ballabenden, die in einem anderen Saale stattfanden, immer wieder solche Musik- und Tanzdarbietungen. Sie waren zum Teil ganz vorzüglich — wir erinnern nur an die ausgezeichneten Leistungen einer Gruppe von Berufstänzerinnen aus dem Colón-Ensemble, die wir gewonnen hatten —, aber unser Publikum wollte selbst von den schönsten Varieté-Nummern nichts wissen.

Die Sachlage war stets die gleiche: Ein Ballsaal, ein kleinerer Festsaal, eine Galerie und ein Nebenraum, in dem ein Bufett und eine Bar in Betrieb waren. Alle diese Räume waren mit Hunderten vergnügter Menschen gefüllt, die den gebotenen Speisen und Getränken reichlich zugesprochen hatten. Es herrschte ausgelassene Feststimmung. Man lachte und man unterhielt sich, man flirtete und vor allem: man tanzte. Und dann, in vorgeschrittener Stunde, sollten die Varieté-Aufführungen stattfinden. Der Tanz wurde abgebrochen, und man bemühte sich, Ruhe zu schaffen — nicht nur im Ballsaal, sondern auch in den Nebenräumen, in denen man kaum wusste, was im Hauptsaal vorging. Die Festleiter und die Vorstandsmitglieder unseres Vereins machten verzweifelte Anstrengungen, das wogende Durcheinander in ein aufmerksames Theaterpublikum zu verwandeln: Es war vergebens. Unsere Gäste betrachteten die Unterbrechung als eine Störung ihrer Festesfreude, und dagegen protestierten sie durch ihr Verhalten. Die armen Künstler konnten sich in dem Trubel kein Gehör verschaffen, und schliesslich verliessen sie die Bühne, verletzt, verärgert und mit dem begreiflichen Vorsatz, nie wieder bei uns aufzutreten.

Es war ein unmöglicher Zustand, und nachdem wir ihn oft genug erlebt, beziehungsweise erlitten hatten, begriffen wir endlich seine Ursache: die Einstellung unseres Publikums hatte nicht die Gründe, die wir angenommen hatten, sein Protest galt lediglich der unglücklichen Anordnung "Ball-Varieté-Ball", und wenn man diese als verfehlt ablehnte, hatte man vollständig recht. Nachdem wir das erkannt hatten, wussten wir auch, wie wir unsere Ball-Abende zu arrangieren hatten: Wir versuchten nicht mehr, fremde Elemente in sie hineinzupfropfen; wir bemühten uns nicht länger, unseren Gästen mehr zu bieten, als ihnen angenehm war, und mit diesem Vorgehen haben wir die besten Erfahrungen gemacht. Es ist bekannt, dass unsere letzten Bälle durchaus harmonisch verlaufen sind. Sie haben nicht nur den Besuchern Freude gemacht, sondern auch unserer Festleitung.

Die "Ball-Frage" war also glücklich gelöst. Dagegen lag nun das weite Arbeitsgebiet der Varieté-Veranstaltungen lange brach, trotzdem uns bewusst war, dass die letzteren für unsere Mitglieder eine Quelle angenehmster Unterhaltung sein konnten und für unseren Verein eine schätzbare Einnahmequelle. Es hätte auch Mut dazu gehört, unserem Publikum neuerdings solche Aufführungen darzubieten, denn — was auch immer der Grund gewesen war — wir hatten mit den "bunten" Veranstaltungen sehr schlechte Erfahrungen gemacht, und niemand konnte wissen, wie unser Publikum ein reines Varieté-Programm aufnehmen würde. Schliesslich brachte unser "Festausschuss" (wieder

in Anführungsstrichen!) den nötigen Mut auf, und er schenkte uns den "Bunten Abend", der am 29. August im Saale des Consejo Nacional de Mujeres stattfand.

Derselbe war sehr gut besucht und zwar von einem Publikum, das kritisch eingestellt war, das aber von den ausgezeichneten Darbietungen, die sich in flottem Tempo vor ihm abrollten, bald gefesselt wurde. Unsere Künstler hatten wirklich viel zu bieten, und sie gaben ihr Bestes. Fräulein Ruth Hirsch zeigte sich als geschulte Tänzerin. Jede ihrer Bewegungen war durchdacht und genau abgewogen. Und doch wirkten ihre Tänze wie glückliche Improvisationen. Die elegante Frau Rose Meri Dyk verfügt über eine wundervolle Sopranstimme und über einen ausdrucksreichen Vortrag. Dasselbe gilt auch von Fräulein Lucie Ritter, die wir ja alle schon oft im Colón bewundert haben. Sie fühlte sich vor unserem Publikum nicht minder wohl, das sie rasch in ihren Bann zu ziehen wusste. Herr Prof. Felix Dyk ist ein hervorragender Pianist, der sein Instrument souverän beherrscht. Wir wussten nicht, sollten wir mehr die fabelhafte Technik des Spiels oder den tiefen Ausdruck seiner Darbietungen bewundern. Herr Fritz Meyer berichtete über seine Erfahrungen als Jiu Jitsu-Kämpfer. Der Herr ist gross, stark, ein Herkules, und wenn, wie er sagte, sein Gegner nach den Regeln des "Catch as catch can" mit ihm fertig wurde, so beweist das sicherlich die Ueberlegenheit dieser Kampfweise. Die Rezitation war jedenfalls sehr gelungen. Herr Brudersohn und Fräulein Brandl zeigten ihre Künste als russische Tänzer. Herr Brudersohn, der den Süddeutschen nicht verleugnen kann, ist — Sie werden lachen! — wirklich in Russland geboren. Auch er hat die Statur eines Kosaken-Hetmans, die ihm auf der Bühne und wahrscheinlich nicht nur dort zugute kommt. Fräulein Brandl, seine Partnerin, ist eine zarte, sehr graziöse Erscheinung, und die Beiden bildeten ein Paar, das anzusehen schon Vergnügen machte. Dazu tanzten sie auch noch gut. Ueber aller Lob erhaben war Herr Spielmann. Wir haben schon manchen Conferencier gehört, aber selten einen besseren. Die zurückhaltende Freundlichkeit seines Auftretens, sein angenehmes Organ und seine klugen, humorvollen Darbietungen, hinter denen warme Menschlichkeit zu spüren war, gewannen schnell das Publikum, das gerne mit ihm ging. Herr Spielmann ist einer jener begnadeten Conferenciers, die jeder Zuhörer sofort lieb gewinnt. Ihn zum Sprecher des "Bunten Abends" zu bestimmen, bedeutete sicherlich einen vorzüglichen Griff des "Festausschussess"(!)

Ganz entzückend wurde der Einakter von Kurt Götz "Der Hund im Hirn" gegeben. Jeder der Mitwirkenden, Fräulein Erika Wartensleben, sowie die Herren Rudolf Baer, Siegfried Chwat und Fritz Meyer, beherrschte seine Rolle tadellos, und das Zusammenspiel war hervorragend. Man hatte wirklich nicht das Gefühl, ein Ensemble auf der Bühne zu sehen, das sich zufällig gefunden hatte, sondern ein lange aufeinander eingespieltes. Das kleine Kunstwerk von Götz kam so ausgefeilt zu Gehör, wie man es sich nicht besser w ü n s c h e n konnte. Uns will es scheinen, als läge hier eine Zukunftsmöglichkeit. In Buenos Aires fehlt ja ein Theater, das Stücke in unserer Muttersprache bringt, und wenn eine Theatergesellschaft von drüben zu Gast kommt, können wir die Aufführungen nicht besuchen. Wäre es nicht möglich, den Mangel, den wir alle schon schmerzlich empfanden, aus eigener Kraft durch die Veranstaltung gelegentlicher Liebhaber-Aufführungen zu beheben? Es will uns fast scheinen, als sei das nicht ausgeschlossen!

Das Publikum, das an den Darbietungen Freude hatte, liess sich zu dankbarstem Beifall hinreissen. Man konnte fühlen, wie zufrieden es war; man konnte es

in der Pause hören, und heute ist der grosse Erfolg unseres "Bunten Abends" das allgemeine Gesprächsthema. Würde morgen eine zweite Aufführung stattfinden, so würde sicherlich der Saal des Consejo Nacional de Mujeres die Zahl der Besucher nicht fassen.

Wir erwähnen, dass in den Pausen von jungen Damen Schokolade verkauft wurde, deren Erlös das materielle Ergebnis des Abends vergrössern half. Dasselbe beträgt **nahezu tausend Pesos**: ein ganz vorzügliches Resultat, auf das wir kaum zu rechnen gewagt hatten.

Unser Verein hat den mitwirkenden Künstlerinnen bereits durch "Blumenablösung" seinen Dank ausgesprochen. Wir sind beauftragt, diesen Dank **allen** Mitwirkenden, die sich in so liebenswürdiger, selbstloser Weise in den Dienst unserer Sache gestellt haben, abzustatten. Der besondere Dank des Vereins aber gilt dem "Festausschuss". Doch es ist wohl an der Zeit, endlich für die ominösen Anführungsstriche eine Erklärung zu geben: Nun, der ganze "Festausschuss" bestand aus nur einer einzigen Dame, welche die Organisation des Abends auf sich genommen hatte, welche den Saal mietete, die Künstler gewann, die Proben leitete, die sich um die Anfertigung der Drucksachen kümmerte, und die auch noch einen grossen Teil der Eintrittskarten verkaufte. Nur wer weiss, welches ungeheure Quantum an hingebender Arbeit dies einschliesst, kann ihre Tat würdigen. Und dabei ist diese Dame völlig hinter ihr Werk zurückgetreten, und nur wenige von uns wissen, wer der "Festausschuss" ist. Dieser Bescheidensten der Bescheidenen sei der herzlichste Dank der Vereinsleitung für alles, was sie für unseren Verein getan hat, ausgesprochen. Und damit verbinden wir die Bitte, dass sie uns bald wieder einen "Bunten Abend" schenken möge.

# Ein Problem

Am ersten Tage des diesjährigen Rosch Haschonoh-Festes hielt Herr Curt Donig im Rahmen des von unserem Verein eingerichteten Gottesdienstes eine Predigt. Dabei knüpfte er in sehr geschickter und in sehr hübscher Weise an eine Stelle aus dem Werk: "Der vergrabene Leuchter" von Stefan Zweig an, die wir jüngst aus dem Munde des Dichters gehört haben.

Es ist die Stelle, in der ein Kind die Frage aufwirft, warum der Ewige seinem Volke in der Not nicht helfe, warum er zugebe, dass wir, die Juden, von anderen Völkern, die nicht besser sind als wir, so viel Unrecht leiden müssen. Diese Frage bleibt in der Zweig'schen Dichtung unbeantwortet. Ein alter, kluger Rabbi muss sogar zugeben, dass auch er immer und immer wieder die gleiche Frage aufgeworfen habe, ohne dass es ihm gelungen sei, die befriedigende Antwort zu finden. Der Alte weiss nur zu sagen, dass wir uns vielleicht dadurch versündigt hätten, dass wir zu sehr dem Erwerb irdischer Güter nachstrebten, statt unserer geistigen Aufgabe eingedenk zu sein, dass wir zu sehr geneigt seien, uns selbst aufzugeben, statt an unserer Art festzuhalten, die uns allein befähige, dem uns gesteckten Ziele näherzukommen, und er gibt uns den Trost, dass wir durch die erlittenen Demütigungen nicht härter, sondern friedfertiger, also besser geworden seien. Das sind Gedankengänge, die für Stefan Zweig typisch sind; man wird sie in dem uns überlassenen Artikel, den wir heute publizieren, wiederfinden.

Da Stefan Zweig die Frage, die er aufwarf, offen lässt, drängt es uns, selbst zu überlegen, ob denn dieses Problem überhaupt lösbar ist, ob es auf diese Frage eine völlig befriedigende Antwort gibt. Dass es auf die Frage sehr viele Antworten geben kann, wissen wir, und wir wissen auch, dass dies immer ein schlechtes Zeichen ist: Es bedeutet, dass die eine, die erschöpfende, die ganz befriedigende Antwort fehlt. Wie gesagt, das wissen wir, aber niemand weiss es besser als Stefan Zweig selbst, denn es ist nicht das erste Mal, dass er sich mit demselben Problem befasst. Er hat es schon öfter getan, und einmal, während des Krieges, hat er auf die Frage, die uns beschäftigt, eine Antwort gegeben. Um dies darzutun, zitieren wir nachfolgend eine Stelle aus dem "Jeremias" von Zweig:

"Stimmen: Warum prüfet uns Gott...

Warum gerade uns, seine Auerwählten... warum ist so hart diese Prüfung...

Jeremias: Damit wir ihn erkennen, sendet Gott uns die Prüfung. Andern Völkern ist klein Zeichen und gering Erkennen gegeben, in Hölzern und Steinen meinen sie des Ewigen Gesicht zu erschauen. Doch unser Gott, unserer Väter Gott, ein verborgener Gott ist er, und erst in der Tiefe des Leidens werden wir seiner gewahr.

Stimmen: Ja, er redet recht... Vergessen haben wir seiner in Hoffart, nie rief ich ihn an wie jetzt in der Not... wahr redet er ... Tröstung ist in seinen Worten...

Jeremias: Er hat uns brüchig gemacht, dass wir fruchtend würden seines Samens, er hat uns geschwächet am Leibe, dass er uns stärkte in der Seele. Oh, willig lasset uns eingehen in die Schmelzfeuer seines Willens um der Läuterung willen. Tut, wie eure Väter taten, und weigert euch der Züchtigung des Allmächtigen nicht!"

Hier haben wir eine konkrete Antwort. Aber scheinbar befriedigt sie heute den Dichter nicht mehr völlig, sonst würde er wohl kaum nochmals auf dasselbe Problem zurückgekommen sein.

Wenn wir darüber nachdenken, ob eine Lösung dieses Problems möglich ist, so dürfen wir nicht ausser Acht lassen, dass die betreffende Frage keineswegs neu ist. Sie ist vielmehr uralt, ebenso alt wie jene andere, warum der Gerechte leiden muss, während der Böse, der Ungerechte, im vollen Besitz aller Güter dieser Welt ein glückliches, sorgloses Leben führen darf. Beide Fragen wurden schon in der biblischen Zeit von unseren Vätern aufgeworfen. Wir wollen dies durch je ein Beispiel belegen und zitieren aus Psalm 73:

"Denn es verdross mich der Ruhmredigen, da ich das Glück der Frevler gesehen. Denn sie sind in keiner Todesgefahr, und feist ist ihr Leib. Sie sind nicht im Unglück wie andere Leute und werden nicht wie andere Menschen geplagt. Darum muss ihr Trotzen köstlich Ding sein, und ihr Frevel muss wohlgetan heissen... Siehe, das sind die Gottlosen: In steter Ruhe häufen sie Reichtum! Soll es denn umsonst sein, dass mein Herz rein ist, und dass ich in Reinheit meine Hände gewaschen?"

Ferner wollen wir zitieren, was der Profet Habakuk beim Einfall der Perser in Palästina sagte:

„Warum lässest du mich Mühsal sehen und siehest dem Jammer zu? Raub und Frevel sind vor mir! Es gehet Gewalt über Recht! Deine Augen sind rein, dass du Uebles nicht sehen magst, und dem Jammer kannst du nicht zusehen. Warum siehest du dann den Räubern zu und schweigest wenn der Gottlose verschlinget den, der frömmer als er ist, und lässest den Menschen gehen wie Fische im Meer, wie Gewürm, das keinen Herrn hat?"

In beiden Fällen gibt die Bibel eine Antwort. Der Psalmist meint, dass das Glück der Gottlosen doch ohne Dauer sei, dass es doch jeweils ein Ende mit Schrekken nähme, während der Gerechte zuletzt doch zu Ehren käme. Und schliesslich sagt er: "Wenn gleich mir Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch. Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil!" Und dem Profeten, der mit Gott rechtet, wird diese Antwort: "Denn noch gibt es eine Offenbarung für die bestimmte Frist, und sie eilet dem Ende zu und täuschet nicht. So sie zögert, harre ihrer, denn sie trifft ein, sie bleibet nicht aus. Siehe, wer böse ist, der wird im Herzen keine Ruhe haben. Der Gerechte aber lebt in seinem Glauben."

Diese Antworten, die besten, die wir wissen, sind Stefan Zweig natürlich ebenfalls bekannt. Da er sich auch mit ihnen nicht zufrieden gibt, lässt sich nur noch folgendes sagen: Die Frage, die Stefan Zweig von neuem aufwirft, setzt voraus, dass der Fragende ein gläubiger Jude ist, denn für den Fragenden ist ja Israel das Volk Gottes, und die Bibel ist Gottes Wort. Der Fragende möchte zwar Gottes Wege, Gottes Ziele und Absichten erkennen, aber er vertraut auf Gottes Gerechtigkeit. Nun, wer auf diesem Standpunkt des Glaubens steht — und von jedem anderen ist die Frage sinnlos —, der muss sich auch mit der Antwort zufrieden geben, die er aus der Bibel schöpfen kann. Und wenn sie ihm zu einem vollen Begreifen dessen, was er verstehen möchte nicht verhilft, so muss er sich eben bescheiden. Er möge sich vergegenwärtigen, was Jesaja sagt: "Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr, sondern soviel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken denn eure Gedanken." Das aber ist der Weisheit letzter Schluss.

# Aus unserer Vereins-Chronik

### Vorträge Emil Ludwig und Stefan Zweig

Die Anwesenheit der Schriftsteller Emil Ludwig und Stefan Zweig in unserer Stadt brachte unserem Verein in Gemeinschaft mit dem Bund der Lesefreunde die Chance, zwei nach jeder Richtung hin erfolgreiche Vortragsabende veranstalten zu können, und sie brachte unseren Mitgliedern die Möglichkeit, diese zwei bedeutenden Männer zu sehen, vor allem aber zu hören.

Beide sprachen über ihr neuestes Werk, Herr Emil Ludwig über sein Buch: "Der Nil", das den Untertitel: "Lebenslauf eines Stromes" führt, und Herr Stefan Zweig über sein Buch: "Der vergrabene Leuchter". Beiden Werken ist dies gemeinsam, dass sie den behandelten Gegenstand als Sinnbild fassen. Der Nil, dieser Strom, der unter allen Flüssen der Erde eine Sonderstellung einnimmt, hat ein Schicksal, das, wie der Autor darlegte, einem menschlichen ähnelt, und der Leuchter — es ist der siebenarmige Tempelleuchter —, ist natürlich mehr als ein gleichgültiges Gerät. Er ist ein Symbol jenes Lichtes, das vom Tempel in Jerusalem ausgehend die Jahrtausende durchleuchtete, und das Geschick seiner Wanderung von Jerusalem nach Rom, von Rom nach Nordafrika, von dort nach Byzanz, gleicht dem unseres jüdischen Volkes. Herr Zweig, der ein wundervoller Redner ist, hätte es wohl auch verstanden, seine Zuhörer mit einem Thema anderer Art zu packen, doch es ist zweifellos, dass eben der Gegenstand, den er behandelte, den Anwesenden besonders zu Herzen ging. Auch Herr Ludwig wusste seinem Vortrag eine spezifisch jüdische Note zu verleihen. Er erzählte uns von Moses, sowie von Josef, die am Nil gewirkt haben, und deren Schaffen an diesem Strome für das Geschick unseres Volkes von einschneidender Bedeutung war.

Es läge nahe, die beiden Vorträge hier kritisch zu beleuchten, doch wir glauben, uns einer solchen Besprechung enthalten zu sollen. Wir sind Stefan Zweig und Emil Ludwig für ihre unserem Verein erwiesene Güte so tief verpflichtet, dass, wie wir glauben, ein kritisches Wort — und wäre es auch ein anerkennendes — in diesen Spalten nicht am Platze wäre.

Die Vorträge waren sehr gut besucht, und sie hinterliessen bei den Zuhörern einen vorzüglichen, nachhaltigen Eindruck.

### Festgottesdienst

Je mehr jüdische Immigranten hier eintreffen, desto nötiger ist es, auch für ihre religiösen Bedürfnisse zu sorgen, und besonders notwendig ist es, den Einwanderern die Möglichkeit zu geben, an den Hohen Feiertagen einen Gottesdienst zu besuchen. Unser Verein hat es immer als Pflicht betrachtet, ihnen dies zu ermöglichen, und er kam in diesem Jahre, wie in den vergangenen, der Aufgabe nach.

Die Durchführung der erforderlichen Massnahmen lag in den Händen zweier Herren unseres Vorstandes, die sich freundlichst hierzu erboten hatten. Sie haben keine Mühe gescheut, um die nötigen Vorbereitungen sorgfältig zu treffen: der Saal Cangallo 1750 wurde gemietet, die erforderlichen Kultusgegenstände wurden beschafft, und es wurde für Sitzgelegenheiten gesorgt. Hierauf wurden die ehrenamtlich wirkenden Vorbeter verpflechtet, und schliesslich gelang es noch, zwei kompetente Herren zu veranlassen, sich als Prediger in den Dienst der Sache zu stellen. Es sprachen Herr Rabbiner Dr. Schlesinger, der zur Zeit als Gast in unserer Mitte weilt, sowie Herr Curt Donig, ein junger, sehr begabter Redner.

Der Besuch der gottesdienstlichen Ver-

## GRUENDUNG EINES FRAUEN-HILFSVEREINS

Am 22.Oktober, Nachmittags 5 Uhr, findet im Saale der Sociedad Hebraica, Callao 348, eine Frauenversammlung statt, zwecks Gruendung einer Frauen-Hilfsorganisation.

Alle Frauen, die fuer die Not hilfsbeduerftiger Alter und Minderjaehriger, Kranker und Arbeitsunfaehiger Mitgefuehl haben, und die durch einen Zusammenschluss dazu beitragen wollen, dem Elend zu steuern, werden um ihr Erscheinen gebeten.

Der vorbereitende Ausschuss.

anstaltungen war an allen Festtagen ein sehr starker. Am Vorabend des Versöhnungsfestes wird die Zahl der Andächtigen 600 wohl überstiegen haben. Der Gottesdienst war sehr würdig und sehr eindrucksvoll. Wir hörten von vielen Besuchern, dass sie selbst in der alten Heimat keinen schöneren erlebt haben, und das will besonders viel sagen, wenn man berücksichtigt, dass unser Gottesdienst, trotz aller Vorbereitung doch nur eine Improvisation war, da wir uns ja auf zufällig vorhandene Kräfte stützen mussten.

Besonders schön war es, dass unsere Schützlinge — entgegen einer in unserem Mitteilungsblatt ausgesprochenen Annahme — nun doch Gelegenheit hatten, Predigten zu hören. Dass Herr Rabbiner Dr. Schlesinger ein geübter Redner ist, der seine Zuhörer zu fesseln weiss, ist selbstverständlich. Er hatte es bei uns nicht leicht, denn er stand vor einer Gemeinde, die ihm fremd war, und er kennt auch den hiesigen Genius loci, den "ambiente" noch nicht. Unter diesen Umständen ist es eine schwierige Aufgabe, den Weg zum Herzen der Hörer zu finden. In dieser Hinsicht war Herr Curt Donig sehr begünstigt. Er ist selbst Immigrant. Er kennt das Auswandererschicksal aus eigener Erfahrung und er sprach zu Leidensgefährten. Das gab seinen Worten eine besondere Eindringlichkeit, die seine Zuhörer packte, sie bis in die Tiefe ihres Herzens bewegte. Es kommt dazu, dass Herr Donig sehr gut und sehr plastisch zu reden weiss, dass er, der Laie, über grosse Kenntnisse auf religiösem Gebiet verfügt, und dass er, trotz seiner Jugend, die Probleme, die er behandelt, klar übersieht.

Wir sind beauftragt, allen den Herren, die sich um das Gelingen des Festgottesdienstes bemühten, den Veranstaltern der Feier, den Vorbetern und den Predigern, den herzlichsten Dank unserer Vereinsleitung auszusprechen.

## Gründung einer Ortsgruppe Rosario.

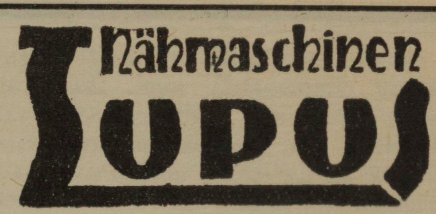
Unsere Rosariner Mitglieder haben in ihrer Stadt eine Ortsgruppe unseres Hilfsvereins gebildet, um durch diesen lokalen Zusammenschluss die Vereinsinteressen wirksamer vertreten zu können. Diese Initiative ist natürlich ausserordentlich freudig zu begrüssen, vor allem darum, weil sie es uns ermöglicht, einen Teil der Immigranten, die sonst in Buenos Aires hängen bleiben würden, nach Rosario zu dirigieren. Es gibt in der Provinz ohne Zweifel noch viele unausgenützte Existenzmöglichkeiten, und deshalb betrachten wir es als Glück für jeden Neueingewanderten, wenn er aus der Bundeshauptstadt herauskommt, und wenn er in Verhältnisse gelangt, die es ihm erleichtern, im Lande Fuss zu fassen.

Unser Vorsitzender war Mitte September in Rosario, um mit den dortigen Herren die Angelegenheit zu besprechen. Nach gründlicher Erwägung wurde vereinbart, dass zunächst eine kleine Anzahl unserer Schützlinge, hauptsächlich Handwerker und jüngere Kaufleute, nach Rosario überwiesen werden sollen, und der Eindruck, den unser Vorsitzender empfing, geht dahin, dass zunächst wenig Schwierigkeiten bestehen dürften, diese Leute unterzubringen. Ob diese Annahme zutrifft, wird sich bald zeigen. Natürlich wurden auch die internen Angelegenheiten der Ortsgruppe diskutiert. Eine ihrer Aufgaben wird darin bestehen, für unsere Vereinszwecke zu werben, sich für die Aufbringung von Mitteln zu bemühen, sowie neue Mitglieder zu gewinnen.

Wir hoffen, dass der Ortsgruppe Rosario unseres Hilfsvereins reiche Erfolge beschieden sind, und wir wünschen ihr eine recht gedeihliche Entwicklung.

## Kalender-Notizen für November 1936.

15. November 1936 Rosch Chodesch Kislev


Nähmaschinen
LUPUS

# "LA ESMERALDA"



Abonnement für 3 Bedienungen **$ 2.50**



## DAUERWELLEN $ 5.—

## FÄRBEN . . . . $ 6.—

Nachfärben .................... $ 4.—
Dauerwellen mit Elektrizität ... „ 5.—
„ „ Oel .......... „ 7.—
„ „ Radio
(Croquignol) .............. „ 10.—

Dauerwellen unvergleichbar in Schönheit und Vornehmheit.

Note: Wir haben einen großen Salon ausschließlich für Haarfärben eröffnet, der von erstklassigen Technikern geleitet wird.



Gesichtsbad (Hautreinigung) **$ 1.50**



**"LA ESMERALDA"**
in den großartigen Räumlichkeiten
(100 Kabinen)

U. T. 38, MAYO 3246
**PIEDRAS 485-99 Ecke Venezuela**

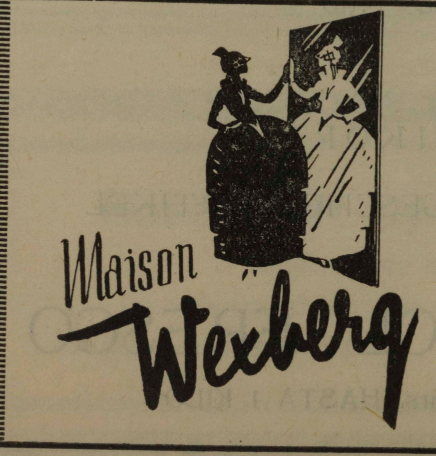


**Estudio Schönfeld**

C. PELLEGRINI 1280
U. T. 41 - 6204


MANDE BUENA PROPAGANDA
HECHA POR
"Casa Becker"
DE LEON VOGELBAUM
RIOJA 936 - U.T. 45 LORIA 4890 - BS. AIRES
BECKERBOY
ALMANAQUES
PANTALLAS
CARTELES ARTISTICOS
ARTICULOS DE CELULOIDE
ARTICULOS PARA PROPAGANDA EN GENERAL
NUESTRA GRAN ESPECIALIDAD:
IMPRESIONES EN COLORES




Maison
Wexberg

Imprenta G. Berger, Alsina 373